

Identität als Spiegel der Gesellschaft

Der Prozess der sozialen Konstruktion von Identität nach Mead

Maya Brandes, *Universität Potsdam*

Abstract: In diesem Artikel wird der Prozess der sozialen Konstruktion von Identität anhand der Theorie von George Herbert Mead aus seinem Werk *Geist, Identität und Gesellschaft* (1995) untersucht. Ausgangspunkt ist dabei Meads Annahme, dass Identität kein individuelles Naturphänomen, sondern das Ergebnis sozialer Interaktion ist. Kommunikation bildet nach Mead den grundlegenden sozialen Prozess, durch den sich das Selbst (*Self*) entwickelt. In diesem Prozess werden intersubjektive Bedeutungen über Gesten, signifikante Symbole und insbesondere Sprache vermittelt und Rollen übernommen. Diese Entwicklung vollzieht sich in zwei sozialen Phasen: *play* (Nachahmung von Rollen) und *game* (Organisation gesellschaftlicher Rollen) strukturieren die Sozialisation des Individuums und führen zur Ausbildung einer stabilen, aber veränderbaren Identität. Dabei treten zwei zentrale Komponenten in den Dialog: das *Me* (verinnerlichte gesellschaftliche Erwartungen) und das *I* (spontane individuelle Reaktion). Das Spannungsfeld zwischen sozialer Anpassung und individueller Ausdruckskraft wird als dynamischer Prozess verstanden, in dem Identität kontinuierlich ausgehandelt wird. Dieser Artikel diskutiert, ob Individualität unter diesen Bedingungen überhaupt möglich ist, und kommt zu dem Ergebnis, dass gesellschaftliche Rahmenbedingungen zwar notwendig, aber nicht allein bestimmend für Identität sind. Das *I* bewahrt die Einzigartigkeit des Individuums im sozialen Gefüge. Identität ist somit stets sowohl Spiegel der Gesellschaft als auch Ausdruck persönlicher Selbstbehauptung, ein lebenslanger Dialog zwischen sozialer Struktur und individueller Erfahrung.

Schlagworte: Identität ▪ Self ▪ Gesellschaft ▪ play und game ▪ Individuum ▪ I und Me

1 Einführung

Identität als die Frage „Wer bin ich?“ beinhaltet das Selbstbild, die Rollen und Werte einer Person (Abels, 2010) und ist ein zentrales Thema der Soziologie, das sich in allen Menschen widerspiegelt. Identitätskrisen erleben nicht nur Jugendliche, sondern Identität ist maßgeblich für alle Menschen jeglichen Alters und Geschlechts, sodass sich Höhen und Tiefen kontinuierlich durch das Leben ziehen. Ihre Erscheinungsformen sind viel-

Der Wunsch nach Anerkennung bildet eine wesentliche Grundlage für die Entwicklung des Self. Steckt ein Abbild der Gesellschaft in allen von uns, oder ist diese lediglich ein Gefüge aus Individuen?

fältig, welche die Diversität der Gesellschaft darstellen – hierbei kann es sich um Religion, Musikgeschmack, politische Einstellung oder auch vieles mehr handeln. Menschen streben nach Individualität, doch zugleich suchen sie Bestätigung im sozialen Gegenüber, das einen selbst in der Einzigartigkeit durch Andersartigkeit bestätigt. Der Wunsch nach Anerkennung bildet eine wesentliche Grundlage für die Entwicklung des *Self*.¹ Steckt ein Abbild der Gesellschaft in allen von uns, oder ist diese lediglich ein Gefüge aus Individuen? Gerade im 21. Jahrhundert befindet sich die Identität in einem Spannungsfeld kultureller, politischer und gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse. Die Möglichkeiten, die nicht nur Globalisierung, sondern auch andere Kommunikationswege mit sich bringen, eröffnen neue Sphären der Identitätsbildung. Es beginnt im Großen, beim Zuordnen der eigenen Nation – ob dieses Konzept überhaupt noch anwendbar ist – und endet im Kleinen, zum Beispiel, welches Statement mit einer bestimmten Farbe Nagellack gegeben wird. Wer dabei den „Geist der Zeit“ mitgestaltet und damit unser Selbst- und Weltverständnis formt, ist die zentrale Frage. Mit dem Thema *Zeitgeist(er)* nimmt die Ausgabe der *ÜBERDACHT* deshalb in den Blick, welche Akteur*innen und Ideen uns bis heute begleiten.

Hinsichtlich dessen argumentierte bereits George Herbert Mead in seinem Werk *Geist, Identität und Gesellschaft* (1995), dass Identität nur in gesellschaftlichen Zusammenhängen entstehen kann. Sie ist nicht einfach vorhanden, sondern wird bei Mead erst in sozialen Prozessen gebildet. Die Anerkennung des Individuums als Subjekt und damit die Existenz vollzieht sich durch die Gesellschaft (Mead, 1995).² Im Mittelpunkt seiner Theorie steht die These, dass Identität durch Interaktion mit anderen entsteht und somit ein gesellschaftliches Konstrukt ist. Dadurch wird der Prozess der Identitätsbildung durch eine Vielzahl von Faktoren beeinflusst.

Ein zentraler Faktor ist hierbei die Kommunikation, die über den bloßen sprachlichen Austausch hinausgeht und dadurch einen sozialen Prozess verkörpert. Mead unterscheidet bei der Kommunikation innerhalb der Sprache zwischen Gesten und signifikanten Symbolen, welche in sozialen Interaktionen (z. B. Mimik und Gestik bei Gesprächen) eine signifikante Vermittlung einnehmen. Eng mit dem Kommunikationsprozess verknüpft ist die Fähigkeit zur Übernahme von Rollen, die sich in zwei sozialen Phasen manifestiert: *play* und *game*. Erstere (*play*) bezeichnet die Nachahmung von Rollen, wohingegen zweite (*game*) die Organisation von gesellschaftlichen Rollen durch das Individuum beschreibt. Der kommunikative Austausch über die Rollen ist signifikant für die Entwicklung des *Self* (ebd.). Diese Phasen der Individuen sowie die Bedeutung der Rollenübernahme werden im weiteren Verlauf näher erläutert.

Identitätsbildung beginnt im Moment der Kommunikation mit anderen in unserer Umgebung, ob beim Versteckspiel mit den Geschwistern oder beim gemeinsamen Kochen mit den Großeltern. Die soziale Konstruktion der Identität beruht maßgeblich auf der eigenen Persönlichkeit, die bei Mead ein Zusammenspiel aus *I* und *Me* ist. Durch den ständigen intrinsischen Dialog dieser beiden speziellen Komponenten entsteht der innere Kern eines Menschen, der sich im Laufe des Lebens kontinuierlich weiterentwickelt. Die äußeren Einflüsse, die auf diesen innerlichen lebenslangen Dialog einwirken, führen zur Bildung des *Self* – besser bekannt als Identität (Wenzel, 2010).

Führende Soziolog*innen haben sich ebenfalls früh mit dem vermeintlichen Zusammenhang von Identität und Gesellschaft auseinandergesetzt. In seinem Werk *Die feinen Unterschiede* (1982) schlussfolgert Pierre Bourdieu, dass sich Identität im sozialen Raum strukturiert, in dem sich die

¹ Das *Self* ist laut Mead die Identität, die das Ergebnis von dem Zusammenspiel zwischen dem *I* und *Me* ist. Nähere Erläuterungen zu den beiden Komponenten erfolgen später.

² Die Frage nach der gesellschaftlichen Delegitimierung – dem Absprechen der Existenz – oder der Ausgrenzung bleibt in seinem Ansatz jedoch weitgehend unbehandelt.

Menschen bewegen. Kernelemente seiner Theorie sind der Habitus und das Feld. Ersterer stellt die verinnerlichten Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster dar, während letzteres sich auf das soziale Umfeld des Menschen bezieht. Durch die Positionierung beider Komponenten entsteht Identität, die stets unbewusst und sozial reproduziert wird (Bourdieu, 1982). Judith Butler hingegen bezieht sich in ihrem Werk *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991) stärker auf die Geschlechtsidentität eines Individuums. Ihrer These zufolge ist Identität etwas, das durch wiederholte Handlungen erst erzeugt wird. Performativität, gemeint als tatsächliche Ausführung des Geschlechts, spielt eine entscheidende Rolle in Butlers Ausführungen. Durch wiederholte Handlungen, Gesten, Sprache und Rituale wird insbesondere Geschlechtsidentität hervorgebracht. Demnach ist Identität nicht angeboren, sondern wird durch die permanente Wiederholung performativer Akte innerhalb eines sozialen Konstruktes gebildet – es existiert kein wahres Ich hinter der Maske, die Maske ist das Ich (Butler, 1991).

Inwiefern Identität mehr ist als ein Spiegelbild der Gesellschaft – möglicherweise sogar individuell – wird im Rahmen der vorliegenden Arbeit untersucht. Der Prozess der sozialen Konstruktion von Identität bei Mead nimmt dabei eine Schlüsselrolle ein. In seinem Werk *Geist, Identität und Gesellschaft* (1995) schreibt der Soziologe:

Der Prozeß, aus dem heraus sich die Identität entwickelt, ist ein gesellschaftlicher Prozeß, der die gegenseitige Beeinflussung der Mitglieder der Gruppe, also das vorherige Bestehen der Gruppe selbst, voraussetzt. [sic!] (Mead, 1995, S. 207)

Vor dem Hintergrund dieser Kernthese und der vorangestellten Frage werden die nachfolgenden Ausführungen einen Überblick über Meads Auffassung von Identität geben sowie eine mögliche Antwort darauf, ob sie in direkter Abhängigkeit zur Gesellschaft steht.

2 Kommunikation als Grundlage sozialer Identitätsbildung

Im folgenden Abschnitt wird aufgezeigt, dass die Bildung von Identität wesentlich auf dem Kommunikationsprozess basiert, der sich vor allem in der Sprache manifestiert. Kommunikation beinhaltet bei weitem nicht nur Wörter, sondern schließt ebenso Mimik und Gestik mit ein. Sprache wird dabei als kollektiver Speicher gemeinsamer Erfahrungen angesehen, der in engem Zusammenhang mit dem individuellen Denken und Handeln steht. Das Konzept der Rollenübernahme hängt damit zusammen und diese wird nach Mead zwischen *play* und *game* unterschieden. Anschließend wird die Kommunikation hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Identität aufgeschlüsselt.

Mead zufolge wird die Welt über Symbole (von Gegenständen bis Zeichen – Symbole können verschiedene Formen annehmen) erschlossen, die wiederum maßgeblich die Persönlichkeit und die Identität des*der Einzelnen prägen. Die Sozialisation innerhalb einer geschlossenen Gesellschaft ermöglicht das Ansammeln verschiedener Symbole. Im gesellschaftlichen Raum werden sie also nicht nur bestätigt, sondern können sich dementsprechend auch verändern (Abels, 2010). Somit wird das individuelle Weltbild schon früh durch die Gesellschaft beeinflusst. Fraglich ist doch, inwiefern Gesellschaften fluid sein können und sich konträre Symbole ausschließen beziehungsweise für Verwirrung sorgen. Eine Geste, die einerseits zur Begrüßung gebraucht wird, kann andererseits genauso viel Unverständnis hervorrufen.

Vorformen von Symbolen sind die sogenannten Gesten, die eine Reaktion beim Gegenüber erzeugen sollen – frei nach dem Reiz-Reaktions-Schema. Da Symbole bereits Teil des Kommunika-

tionsprozesses sind, gehören Gesten ebenfalls als Teil des Prozesses dazu. Beide Komponenten bedingen sich innerhalb dieses Prozesses gegenseitig und wirken dadurch sinnstiftend (Mead, 1995). Die Existenz der Symbole ist grundlegend für die Existenz der Gesten und andersherum. Die Übermittlung von Gesten im Rahmen der Kommunikation gibt jedoch noch keine Auskunft über die Persönlichkeit einer Person. Entscheidend dafür ist, dass Gesten und Reaktionen erst ihren Sinn erhalten haben, wodurch das Symbol entsteht und Kommunikation ermöglicht wird. Menschen sind nun in der Lage, zu interpretieren – was den Unterschied zum Tier kennzeichnet (Abels, 2010). Nur solange hinter den Kommunikationsmitteln die gleichen Intentionen und Definitionen stehen, wird der Prozess in Gang gesetzt und eröffnet den Interpretationsspielraum. Allerdings ist hier anzumerken, dass interkulturelle Kommunikation funktionabel ist und die Sinnstiftung hintergründig erscheinen lässt.

Neben den bereits genannten Elementen der Kommunikation sind vor allem die signifikanten Symbole ausschlaggebend. Nur wenn dem*der Sender*in und dem*der Empfänger*in das gleiche Verständnis zugrunde liegt, wird dieselbe Reaktion ausgelöst. Sie werden dann signifikant, wenn sie gleich interpretiert werden. Dadurch eröffnet sich ein Schlupfloch für die zuvor genannte Problematik, indem nicht Symbole in den Vordergrund gestellt werden, sondern die Interpretation dieser. Die maßgebliche Prägung des Denkens durch die Symbole lässt sie essenziell für die menschliche Kommunikation werden (Mead, 1995). Dennoch stellt sich die Frage, inwiefern Kommunikation unmöglich wird, wenn keine gemeinsamen Symbole vorhanden sind oder sich lediglich Schwierigkeiten bei der Bildung von einer stabilen Identität auftun.

Veranschaulichen kann man sich diesen Prozess anhand des Grüßens: Mit einer einfachen Handbewegung wird eine vermeintliche Reaktion im Gegenüber ausgelöst, die eine erwartete Handlung hervorrufen soll, indem zurück begrüßt wird. Das Reiz-Reaktions-Schema ist durch Symbole gelenkt, über die in der Gesellschaft weitestgehend gleiche Vorstellungen herrschen. Allerdings wird damit gleichzeitig impliziert, dass die meisten Menschen annähernd ähnlich denken und der Großteil von Handlungen vorhersehbar sein müsste – was der Realität nur selten entspricht. Stellvertretend dafür stehen vor allem Grundsatzdiskussion über die Bedeutung bestimmter Wörter oder Mechanismen, die diese Art von Problematik widerspiegeln. Trotz gesamtgesellschaftlicher Codierung müssen nicht alle Mitglieder die gleichen Intentionen und Reaktionen besitzen. Die Ursache dessen wird zu einem späteren Zeitpunkt erläutert werden.

Laut Mead wird die Bedeutung der Symbole über gesellschaftliche Übereinkünfte während des Prozesses der Kommunikation geschaffen. Innerhalb einer Gesellschaft wurde eine bestimmte Handbewegung als Symbol des Grüßens festgelegt. Wohingegen die Möglichkeit besteht, dass in anderen Gesellschaften diese Bewegung als Symbol überhaupt nicht funktioniert oder gar eine andere Bedeutung trägt. Wo einerseits das Händeschütteln zum guten Ton gehört, kann es in anderen Gegenden der Welt total verpönt sein und es ist höflicher, sich mit einem freundlichen Nicken zu begrüßen. In einem gemeinsamen gesellschaftlichen Aushandlungsprozess ist man zu einer genormten Definition gekommen, die sich in einem speziellen Reiz-Reaktions-Schema abbildet. Diese übergeordneten Symbole verkörpern zugleich den sozialen Einfluss auf das Individuum. Indem ich die genormten Definitionen übernehme, schließe ich mich als Individuum einer Gesellschaft an. Die Übernahme von den verschiedenen Symbolen durch das Individuum bedeutet gleichzeitig für das *Self*, dass die Gesellschaft einen wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung von Identität ausübt und von Beginn an entscheidend mitträgt.

Bei Mead ist das Denken hauptsächlich durch Symbole gelenkt, denen durch den gesellschaftlichen Aushandlungsprozess eine gleiche Definition zugrunde liegt. Demnach ist das soziale

Umfeld unabdingbar für die Identitätsbildung, und die Konstruktion erfolgt entlang von Symbolen. Wörter und ihre Bedeutung kreieren unsere Umwelt und ermöglichen es, sich angemessen auszudrücken. Vor allem in Bezug auf neue Phänomene sind übergreifende Definitionen notwendig, um sich darüber zu verständigen.

Der Kommunikation gegenüber stehen die Emotionen, die laut Mead stets individuell und nicht steuerbar sind.³ Entgegen der persönlichen Wahrnehmung kann das Kollektiv demnach keinen direkten Einfluss auf den emotionalen Zustand des Einzelnen nehmen. In diesem Ansatz liegt laut Mead die Erklärung für die unterschiedlichen Handlungen von Menschen. Das Vorhandensein variabler Faktoren, wie der Emotionen, trägt zur permanenten Änderung der Handlungen bei. Eine Person kann dahingehend nie völlig fremdgesteuert sein, sondern bleibt dem eigenen emotionalen Inneren treu. Die Ausbildung einer Identität ist dem sozialen Einfluss demnach nicht ungehindert ausgesetzt. Die Emotionen scheinen einen Widerstand gegen die gesellschaftliche Norm zu leisten (Mead, 1995).

Weiterhin bleibt offen, wie sich signifikante Symbole festigen und tatsächlich in die gesellschaftliche Norm übergehen – Meads Antwort steckt in der Sprache. Sprache ist die komplexeste Form der Kommunikation in seiner Theorie. Der Gebrauch und die Weiterentwicklung der Sprache führen zur Manifestierung der Symbole. Die vielen verschiedenen Formen und Arten von Sprache verdeutlichen ihre Komplexität. Sprache findet immer dann statt, wenn die Symbole übereinstimmen und die gleichen Reaktionen bei unterschiedlichen Personen hervorgerufen werden (Mead, 1995). Auch Abels stuft die Bedeutung der Sprache ähnlich ein und bezeichnet sie als die höchstentwickelte Form der Kommunikation (Abels, 2010). Die Verbindung zwischen den Individuen einer Gesellschaft durch eine gemeinsame Sprache beinhaltet gleichzeitig ein System von Symbolen, die ähnliche Denkmuster erzeugen. Als geteiltes Merkmal bildet die Sprache einen Ausgangspunkt für die Identitätsentwicklung. Sie dient als Wissensspeicher und Informationsträger des Kollektivs, wodurch das Bestehenbleiben einer Gesellschaft gesichert wird (ebd.). Ebenso kann aber auch der Verlust von Sprache, einen Verlust von Kultur und Wissen sowie der eigenen Identität bedeuten. Daher nimmt Sprache eine signifikante Position für jegliche Individuen ein.

Innerhalb einer Sprachgesellschaft können laut Münch dieselben Interpretationen generiert werden, die zu vergleichbaren Handlungen führen können. Das Denken wird durch Sprache erweitert, weil sich das Individuum stets in einem Selbstgespräch mit den signifikanten Symbolen befindet. Ergänzend dazu ermöglicht das Denken, sich an den Erfahrungen von anderen zu bedienen und nicht immer eigene Erfahrungen sammeln zu müssen (Münch, 2002, 275 f.). Im Endeffekt vereinfacht eine gemeinsame Sprache die eigene Verortung.

Dafür findet sich bei Mead die internalisierte Kommunikation: Individuen ersetzen ihre intentionale Reaktion durch signifikante Symbole. Verschiedene Handlungsabläufe können schon vorher im Kopf durchgespielt werden, müssen aber nicht tatsächlich abgeschlossen werden. Es wird ständig ein neuer Reiz geliefert, der wiederum nur zum Nachdenken anregt (Wenzel, 2010) – Gedanken scheinen in einer Endlosschleife abzulaufen. Das heißt, nicht jede Situation muss zwingend ablaufen, um die spekulierten Konsequenzen erfahrbar machen zu können. Durch Erfahrung wird deutlich, dass eine Hand auf einer heißen Herdplatte schmerzhaft ist.

³ Zu beachten ist der Unterschied zwischen Emotionen und Gefühlen. Erstere sind Reaktionen des Körpers und Gehirns auf Situationen, die meist unbewusst-automatisch abgerufen werden und nur von kurzer Dauer sind, wohingegen letztere erst durch die Reflexion und Interpretation der Situation zustande kommen. Gefühle können bewusster wahrgenommen werden als Emotionen und dauern meistens länger an.

Die Fähigkeit zum Denken in Verbindung mit Sprache als einem machtvollen Instrument – Kommunikation – stellen die erste wichtige Grundlage für die Entwicklung der Identität dar. In den identitären Ursprüngen lässt sich bereits erkennen, dass gesellschaftliche Komponenten einen durchaus relevanten Platz im Prozess einnehmen, sodass sie zwingend notwendig für die weiteren Schritte sind.

3 Identität im lebenslangen Entwicklungsprozess

Kommunikation in Form von Sprache, den signifikanten Symbolen und dem Denken ist die Voraussetzung für die Entwicklung einer Identität. Der Kommunikationsprozess zwischen den Mitgliedern innerhalb einer Gesellschaft wirkt sich maßgeblich auf die Persönlichkeit des Einzelnen aus.

Dabei ist die Übernahme von Rollen äußerst entscheidend. Schon im Kindesalter werden Menschen mit verschiedenen Rollen konfrontiert, durch die sie später nicht nur geprägt werden, sondern die sie durch Sprache ebenso nachahmen und anpassen können (Mead, 1995). Mithilfe von Meads Theorie können die Auswirkungen der Rollen auf das Individuum erläutert und die Position in der Identitätsentwicklung erklärt werden. Weiterführend werden die sozialen Phasen des *play* und *game* näher beleuchtet, welche das Grundgerüst der Rollenübernahme bilden und im Wesentlichen die Identität gestalten. Unter Einbezug des Selbstbewusstseins ist es spannend, die Vollständigkeit der Identität zu untersuchen (ebd.).

Laut Mead kann Identität nicht ohne die Rollenübernahme entwickelt werden. Die Übernahme von Rollen ermöglicht Interaktionen von Personen in ihrem sozialen Umfeld, indem gedacht und das Verhalten des Gegenübers antizipiert werden kann (Abels, 2010). Sich dadurch in andere hineinversetzen zu können, ist essenziell für Identität. Das Individuum kann die Haltung des Gegenübers erfahren und sich aus der Perspektive des anderen wahrnehmen. Das Prinzip ähnelt etwas der Fähigkeit von Empathie. Die Unterschiede zwischen den Menschen – und dementsprechend auch zwischen ihren Handlungen – werden erkannt. Die reaktionsauslösenden Reize können zwar gleich sein, aber die darauffolgenden Handlungen dennoch verschieden, und genau das wird durch die Rollenübernahme erfahren. Die Betroffenen interpretieren ihr Handeln gegenseitig und nutzen die Interpretation kommunikativ miteinander (Wenzel, 2010).

Mit der Rollenübernahme wird ein weiterer bedeutsamer Schritt der Identitätsentwicklung und in der Bewusstwerdung des Individuums seiner*ihrer selbst beschrieben. Identität kann sich nur entwickeln, wenn Menschen Selbstbewusstsein erlangt haben, was wiederum durch die Rollenübernahme geschieht. Das Individuum betrachtet sich erstmals durch andere, wodurch es sich seiner*ihrer selbst bewusst wird (Mead, 1995). Laut Joas und Knöbl (2004) wird die Vorstellung von sich selbst nur durch das Vorhandensein der Gesellschaft erzeugt. Gleichzeitig bedeutet das, dass es immer einen Handlungshintergrund geben muss. Vor diesem Hintergrund interagiert und kommuniziert die Gesellschaft stets miteinander. Denn ohne diesen Hintergrund würde es keinen Reiz geben, der das Denken in Kraft setzt, und es würde überhaupt kein Selbstbewusstsein zustande kommen. Bezugnehmend darauf spricht Abels davon, dass Identität und Selbstbewusstsein ständig ineinanderspielen (2010).

Im Zusammenhang damit bringt Mead die sozialen Phasen des *play* und *game* ein. Beide Phasen sind essenziell für die Entwicklung der Identität und nehmen im Prozess unterschiedliche Funktionen ein. Im Verlauf des Lebens wird vor allem die Kindheit maßgeblich durch diese beiden Phasen gekennzeichnet. Mead verdeutlicht diesen Vorgang anhand des Beispiels vom Spiel (Mead,

1995). Im Spiel gewinnt das Kind zuerst durch das *play* seine groben Identitätszüge, die dann später im *game* organisiert werden. Letzteres stellt die eigentliche Rollenübernahme dar, wohingegen vorher die Rollen nur nachgeahmt werden (Wenzel, 2010). Die Phase des *play* ist insofern wichtig für das Individuum, als dass es durch die Nachahmung von Rollen eine erste Vorstellung von sich selbst erlangt. Die nachgeahmten Rollen des Kindes sind dabei meistens enge Bezugspersonen (Mutter, Opa, Geschwister etc.), die sich im unmittelbaren Umfeld befinden und mit denen die Kinder früh in Kontakt treten (Mead, 1995). Identitätsunterschiede kommen zustande, weil jedes Kind andere Bezugspersonen hat. Die ersten Lebensjahre sind ausschlaggebend für die soziale Prägung der Identität, ohne dass darauf direkter Einfluss vom Individuum genommen werden kann. Kinder entwickeln ihren freien Willen erst mit der Zeit und sind zuvor lediglich an ihr Umfeld gebunden. Die Nachahmung des *signifikanten Anderen* formt die Identität in ihren ersten Zügen, da das Kind in einem ständigen Dialog mit sich selbst steht.

Die verschiedenen Rollen, die das Kind bis dahin aufgenommen hat, interagieren zu diesem Zeitpunkt noch nicht miteinander – sie gestalten noch kein einheitliches Ganzes. In der Phase des *play* wird das Kind eher vor die Herausforderung gestellt, die Rollen nachzuahmen und sich selbst dabei zu beobachten beziehungsweise kennenzulernen. Die Verwaltung der ersten wichtigen Rollen steht in dieser Phase im Vordergrund. Das Spektrum der Rollen ist anfangs klein, erweitert sich aber durch die Phase des *game*, wo sie gleichzeitig organisiert werden. Die Erweiterung des eigenen Rollenspektrums durch das der anderen ermöglicht eine Balance. Gleichzeitig kann aber auch ein Ungleichgewicht erzeugt werden, wenn die Rollen beispielsweise konträr zueinander stehen. Bis zu diesem Punkt ist die Identität jedoch keinesfalls vollständig entwickelt, sondern befindet sich lediglich in der Entwicklungsphase (Münch, 2002).

Die Tücke im *play* liegt im *signifikanten Anderen*, weil sich die Identität darauf aufbaut und das Kind sich dem Einfluss nicht entziehen kann. Hierin liegt der Grund für die Unterschiede zwischen den Identitäten. Aufgrund der verschiedenen Rollen, die zur Nachahmung zur Verfügung stehen, sind die Voraussetzungen für die Entwicklung der Identität jeweils unterschiedlich. Bestimmte Rollen werden von allen anders erfahren und anschließend anders reproduziert. Am Ende des *play* wird der Übergang zu den organisierten Rollen im *game* gestaltet, wo diese miteinander interagieren und das kindliche Denken fördern.

Die Phase *game* nimmt eine spezielle Stellung ein, weil bis zu diesem Zeitpunkt noch keine einheitliche Identität vorliegt. Die identitäre Einheit wird erst durch das *verallgemeinerte Andere* geschaffen, welches durch die individuelle Übernahme gesellschaftlicher Normen präsent wird. Die zwei sozialen Phasen unterscheiden sich insofern voneinander, als dass es nicht ausschließlich um die Nachahmung geht, sondern die Rollen insgesamt organisiert werden müssen. Das Kind tritt aus seiner sozialen Komfortzone heraus und öffnet sich einer Vielzahl von anderen Rollen (Erzieher*innen, Lehrer*innen etc.), die es intern zu koordinieren gilt. Die Identität des Kindes wird maßgeblich geformt und nimmt eine erste ausgeprägte Gestalt an – die Entwicklung beginnt (Mead, 1995). Die gewisse Gradlinigkeit, die diesen beiden Phasen zugrunde liegt, wird nicht hinterfragt. Allerdings können schon im frühen Kindesalter Probleme bei der Erfahrung und Nachahmung sowie der Koordination der Rollen auftreten, sodass eine Störung des Entwicklungsprozesses möglich sein kann.

Das Versteckspiel dient Mead zur Verdeutlichung seiner Theorie. Im Mittelpunkt steht das Gruppenziel, und das Kind muss währenddessen mehrere Rollen beachten, die in Kontakt zueinander stehen (Mead, 1995). Nicht nur allein der Wechsel zwischen den Rollen soll vollzogen werden, sondern sie müssen ebenso verinnerlicht und koordiniert werden können. Das Ergebnis dieser Koordination bildet sich als das *verallgemeinerte Andere*, das viele Rollen gleichzeitig widerspiegelt.

Das Kind kann außerhalb seines signifikanten Anderen ähnliche Rollen kennenlernen, die anders beschaffen sind als die bisher bekannten. Die Darstellung vertrauter Rollen kann hinterfragt werden. Dahingehend können andere Erfahrungen gesammelt werden, die sich auf die Reproduktion der Rollen auswirken. Durch die Phase des *game* wird die gesellschaftliche Komponente in die Gesellschaft hineingetragen. „Jedes Mitglied der Gesellschaft trägt in gewissem Sinn die ganze Gesellschaft in sich – oder doch zumindest seine eigene Version davon“ (Wenzel, 2010, S. 67). Diese Komponente spiegelt alle gesellschaftlich genormten Handlungen und Erwartungen wider. Die Gedanken der Mehrheit stecken in allen Menschen und werden in das individuelle Handeln einbezogen (Mead, 1995). Mead fasst seinen Tatbestand wie folgt zusammen:

In der Form des verallgemeinerten Anderen beeinflusst der gesellschaftliche Prozeß das Verhalten der ihn abwickelnden Individuen [...], denn in dieser Form tritt der gesellschaftliche Prozeß oder die Gemeinschaft als bestimmender Faktor in das Denken des Einzelnen ein. [sic!] (Mead, 1995, S. 198)

Menschen unterliegen ab diesem Zeitpunkt unumgänglich dem Einfluss der Gesellschaft, der in der Identität aufgenommen wird. Das bedeutet nicht, dass sich das Individuum völlig mit den Werten und Normen der Gesellschaft identifiziert. Die Vorstellungen der Gesellschaft können internalisiert werden und das Verhalten nachhaltig beeinflussen (Abels, 2010).

Fraglich bleibt nur, inwiefern Mead Gesellschaft als einheitliches Konstrukt versteht. Nicht alles ist gesellschaftlich genormt und kann ein Gefühl von Zugehörigkeit schaffen. Das Gegenteil – die Abgrenzung von der Gesellschaft und deren Normen – kann ebenso eintreten. Die Identität kann sich entgegen der Norm entwickeln und gar problematisch für ein Kollektiv werden. Es ist kaum davon auszugehen, dass Identität immer in Affirmation gesellschaftlicher Vorstellungen gebildet werden muss, sondern eben auch in Opposition oder Negation dieser.

Die Prägung der Identität durch die zwei sozialen Phasen – *play* und *game* – ist ein Stadium der Entwicklung von Identität laut Mead. Das erste Stadium bildet die Haltungen der anderen gegenüber dem Individuum in spezifischen gesellschaftlichen Handlungen ab. Das zweite Stadium stellt die Organisation der gesellschaftlichen Haltungen dar (Mead, 1995). Verdeutlicht wird, dass sich das *play* ausnahmslos um die Rollenübernahme dreht und das *game* die Logik zur Organisation des Ganzen verfolgt. Durch das *game* erhält die Gesellschaft Zutritt zur Identität, und das Kind wird gleichwohl in die Gesellschaft eingebunden, wodurch die vorherrschende Moral übernommen wird. Erst das Eintreten des *game* und das damit verbundene verallgemeinerte Andere verhilft der Identität zur Vollständigkeit. Die entstandene organisierte Identität repräsentiert zum einen die Haltungen der Gesellschaft, der das Individuum angehört, und zum anderen sich – in gewisser Art und Weise. In sich abgeschlossen ist die Identität dabei niemals, weil sich das *game* ständig im Leben wiederholt. Menschen lernen jedes Mal, in einem organisierten Ganzen als jemand zu funktionieren (ebd.). Die Systemkonformität, die als logische Notwendigkeit für die Konstitution einer Gesellschaft fungiert, ist durchaus kritisch zu betrachten. Denn nicht jede individuelle Entwicklung bettet sich schlussendlich in die gesellschaftlichen Fugen ein.

Aufgrund dessen erscheint es fast zwangsläufig, dass alle Mitglieder einer Gesellschaft größtenteils identisch sein müssten und Individualität kaum vorhanden wäre. Meads Aussage: „*Der Einzelne hat eine Identität nur in Bezug zu den Identitäten anderer Mitglieder seiner gesellschaftlichen Gruppe*“ (Mead, 1995, S. 206) bekräftigt diese Annahme durchaus. Die gesellschaftliche Komponente nimmt einen großen Anteil an der Identität ein. Wenn die Voraussetzungen grundsätzlich dieselben

und gesellschaftlicher Natur sind, an welchem Punkt kommt dann Individualität zum Tragen? Und wo überschreitet sie vielleicht ihre Grenzen?

4 Individualität als fester Bestandteil der Identität

Identität ist auf Kommunikation innerhalb der Gesellschaft angewiesen. Sie manifestiert sich in Sprache, die sich wiederum aus Gesten und signifikanten Symbolen zusammensetzt. Diese Komponenten sind unabdingbar für die Ausbildung einer Identität und machen Gesellschaft zu ihrer Voraussetzung. Vollständigkeit erlangen Menschen durch die sozialen Phasen des *play* und *game*. In diesen Phasen kommt es zunächst durch die Nachahmung von Rollen zur Bewusstwerdung des eigenen Selbst. Schließlich entsteht die individuelle Identität durch die Organisation dieser Rollen, wodurch zum Großteil die Gesellschaft widergespiegelt wird. Die Einwirkung des *signifikanten Anderen* und die Macht des *verallgemeinerten Anderen* scheinen jegliche Individualität zu minimieren. Mead offenbart in diesem Zusammenhang, dass das Wesen der Identität kognitiv ist und deshalb die Anfänge gesellschaftlichen Ursprungs sind (Mead, 1995). Die Frage nach der Individualität lässt er nicht unbeantwortet, indem er auf die Interaktionen der Personen mit ihrer Umwelt verweist (Münch, 2002).

Individualität als Ergebnis von Interaktionen ist zunächst nicht sonderlich fragwürdig. Beispielhaft: Bei einem Streit sind sich die Beteiligten bewusst, welchen Standpunkt sie vertreten und welche Meinungen sie teilen – ihre Individualität kommt dadurch zum Ausdruck. Mead vertieft jedoch das Verständnis von Identität, indem er zwei Formen des Ichs hinzugefügt hat: zum einen das spontane *I*, das die einzigartige Individualität des Individuums ausmacht, zum anderen das *Me*, das die internalisierten Haltungen der Gesellschaft darstellt (Münch, 2002). Beide Erscheinungsformen stehen in einem fortlaufenden Austausch miteinander und bilden zusammen einen eigenen Kreislauf (Wenzel, 2010).

Die Funktionsweise von *I* und *Me* lässt sich anhand eines Gedankenexperiments veranschaulichen: Wenn zwei Stimmen im Kopf vorhanden sind, ist die eine das *I* und die andere das *Me*. Beide Stimmen sind Teil der Gedanken als Ganzes und kommunizieren miteinander – sie treten in einen Dialog. Das *Me* hat die Hoheit über den Dialog inne und äußert sich in Form des gesellschaftlichen Konsenses. Das *I* reagiert auf diese Äußerungen spontan mit einer eigenen Meinung. Somit bildet das *I* den Gegenpol zum *Me* und verhilft dem *Self* zur Vollständigkeit. Das Ergebnis dieses inneren Dialogs ist die organisierte Identität des Individuums.

Beide Komponenten bedingen sich gegenseitig und können nicht unabhängig voneinander existieren. Das über die soziale Phase ausgebildete *Me* verlangt regelrecht nach dem *I* – dem wandelbaren, inneren Wesenskern eines jeden Menschen. Das *Me* als Verdinglichung der Haltungen einer Gruppe benötigt stets das *I* als Gegengewicht, damit beide zusammen eine funktionierende Persönlichkeit hervorbringen können. Identität kann nur mithilfe dieser beiden Komponenten wahrhaftig werden (Wittpoth, 1994).

Die organisierte Identität ist zwar stabil, aber wandelbar und kann sich im Laufe der Zeit verändern. Mead sieht den Grund dafür in der Einzigartigkeit des Lebens. Es steht außer Frage, dass Mitglieder einer Gesellschaft die Phasen des *play* und *game* durchlaufen. Doch jede Person erlebt während dieser Prozesse die Haltungen der anderen in unterschiedlichen Situationen, unter jeweils anderen Bedingungen. Im weiteren Verlauf des Lebens wird vom Individuum alles auf eine einzigartige Weise wahrgenommen. Daraus resultieren besondere Aktivitäten, die wiederum die Haltungen anderer beeinflussen und zu einer einmaligen Ausprägung der Identität führen (Münch, 2002).

Individualität entsteht durch die einzigartigen Bedingungen, die das Individuum während der Entwicklung seiner Identität erlebt. Die Bestandteile des Prozesses bleiben zwar dieselben, doch der Inhalt unterscheidet sich von Person zu Person. Menschen können in dieser Hinsicht als einzigartig betrachtet werden – keiner gleicht dem anderen. Gesellschaft hat zwar einen direkten Einfluss auf die Identität, ist jedoch nicht allein entscheidend. In diesem Ansatz findet sich eine Erklärung für die Unterschiedlichkeit der Individuen, aber es wird trotzdem nicht deutlich, wie sich der Gesellschaft entgegengesetzte Identitäten entwickeln.

Das *I* und das *Me* sind die letzten Bausteine zur Erschaffung einer stabilen Identität. Je intensiver der Austausch zwischen beiden ist, desto stärker wird das daraus resultierende *Self*. Die Identität hängt maßgeblich von der Wechselwirkung des Menschen mit seinem sozialen Umfeld ab. Durch verstärkte Korrespondenz können sich *I* und *Me* stärker in den Charakterzügen ausprägen und dem Individuum zu mehr Eigenständigkeit verhelfen. Die aktive Teilnahme am sozialen Leben unterstützt das *I* und *Me* dabei, die eigene Persönlichkeit zu entwickeln. So kann die Identität gefestigt und weiter gereift werden (ebd.). Das *I* ist in der Lage, vermehrt impulsiv auf das verallgemeinerte Andere – dem *Me* – zu reagieren. Dem Menschen wird der Weg zur Selbstbestimmtheit geebnet. Die hintergründige Aufgabe des *I* liegt darin, die Individualität des Einzelnen zu bewahren und sich gegen gesellschaftliche Erwartungen zu behaupten. Welche Auswirkungen soziale Isolationen mit sich bringen können, bleibt außen vor. In Zeiten der Corona-Pandemie war gerade diese Tatsache eine Herausforderung für viele Kinder, aber auch für die Erwachsenen. Das Fehlen eines sozialen Umfelds – einer Abwechslung – erschwerte nicht nur das alltägliche Leben, sondern auch die Ausbildung einer stabilen Identität. An diesem Punkt kommt wieder der Einfluss von den sozialen Medien zur Geltung, der hinsichtlich emotionaler Manipulation oder gar Abstumpfung nicht unterschätzt werden sollte.

Dennoch sind im Kreislauf des Lebens beide Komponenten stets präsent und ständig dabei, das *Self* auszuloten. Abels beschreibt diesen Vorgang wie folgt:

Dieses *self* kann man mit dem Wort Identität übersetzen. Identität entsteht erst dann, wenn das spontane Ich und die reflektierten Ichs in einer typischen Weise dauerhaft vermittelt werden. Identität ist ein ständiger Dialog, in welchem das Individuum mit sich selbst, d. h. mit den beiden Instanzen seiner Persönlichkeit kommuniziert. Von einer gelungenen Identität sprechen wir, wenn beide Seiten des Ich in einer gleichgewichtigen Spannung zueinander stehen. (Abels, 2010, S. 36)

Identität kann niemals als endgültig entwickelt angesehen werden, da sie ein unendlicher Prozess der Aushandlung zwischen Individuum und Gesellschaft sein kann. Die kontinuierlichen

Das Leben gleicht einem Fluss der Veränderung, der die Identität permanent auf die Probe stellt. Diese Prüfung kann mithilfe des gesellschaftlichen Fundaments sowie eigener Impulse bestanden werden.

Veränderungen des *Me* durch gesammelte Erfahrungen führen zu Anpassungen in der Reaktion des *I*. Folglich modifiziert sich das *I*, wodurch sich auch das *Self* stetig erneuert (Wenzel, 2010). Das Leben gleicht einem Fluss der Veränderung, der die Identität permanent auf die Probe stellt. Diese Prüfung kann mithilfe des gesellschaftlichen Fundaments sowie eigener Impulse bestanden werden. Was bei einem misslungenen Aushandlungsprozess zwischen Gesellschaft und Individuum pas-

siert, bleibt bei Mead weiterhin ungeklärt. In der Realität hingegen mündet diese Fehlkommunikation zumeist in Ausgrenzung auf verschiedenen Ebenen.

5 Zusammenfassung

Die Frage nach der Konstitution von Identität gilt bis heute in vielerlei Hinsicht als ein Mysterium. Mit seiner Theorie zur Entstehung des Self legte George Herbert Mead den Grundstein für eine erkenntnistheoretische Perspektive auf Identitätsbildung, die später auch in der Psychologie rezipiert wurde (Heller, 2017). Gleichwohl lassen sich seinem Werk zentrale Fragestellungen entnehmen, die unbeantwortet bleiben.

Für Mead ist Identität ein Prozess, der das Bestehen einer Gesellschaft voraussetzt. Ohne Gesellschaft wäre eine vollständig organisierte Identität unmöglich, und Menschen könnten sich ihrer selbst niemals völlig bewusst werden. Erfahrungen außerhalb der eigenen Umwelt werden erst durch andere ermöglicht. Die Anderen tragen dazu bei, Persönlichkeit in Gestalt des *Me* zu formen, und ergänzend wird sie durch das eigene *I*. Die Identität kann vollständig werden, bleibt jedoch niemals in sich abgeschlossen. Ihre Komponenten befinden sich in einem fortwährenden Dialog miteinander. Ein festgelegtes, unveränderliches *Self* existiert nicht; vielmehr ist Identität ein flexibles Gebilde, das sich über das Leben hinweg ständig verändert. Für Mead ist die Gesellschaft unerlässlich für die Entwicklung einer stabilen Identität.

Verschiedene Soziolog*innen stimmen darin überein, dass Identität kein vorgefertigtes Element des Einzelnen ist, sondern sich erst durch die Existenz des Individuums innerhalb sozialer Interaktionen entwickelt. Vorschnell könnte man folgern, dass Identität ausschließlich fremdbestimmt ist und Individuen sich in der Gruppe verlieren. Doch dem ist nicht so: Auch Mead betont, dass Identität aus dem Zusammenspiel von *I* und *Me* entsteht. Die Behauptung des *I* gegen das *Me* ist hierbei entscheidend. Das *Self* ist vollständig, wenn die Persönlichkeit aktiv auf die internalisierten gesellschaftlichen Erwartungen reagiert. Dabei passen sich *I* und *Me* fortlaufend an die jeweiligen Gegebenheiten an. Individualität bleibt somit ein zentraler Bestandteil der Identität. Nichtsdestotrotz werden in Meads Theorie Ausnahmen oder Abweichungen von der gesellschaftlichen Norm kaum berücksichtigt und führen dadurch eine implizierte Gradlinigkeit fort.

Zwar ist die Gesellschaft unverzichtbar für die Identitätsentwicklung, doch gleichzeitig besteht sie aus einem Puzzle einzigartiger Individuen. Diese repräsentieren mit einem Teil ihres *Self* die gesellschaftlichen Erwartungen und reagieren mit dem anderen Teil eigenständig und individuell (Kalugina, 2021). Niemand ist ausschließlich ein Spiegelbild der Gesellschaft, doch Identität kann außerhalb sozialer Kontexte fast unmöglich existieren. Das Zusammenspiel von Rollen gestaltet die Identität für jede Person anders – das Theater des Lebens ermöglicht den Schauspieler*innen eine gewisse künstlerische Freiheit.

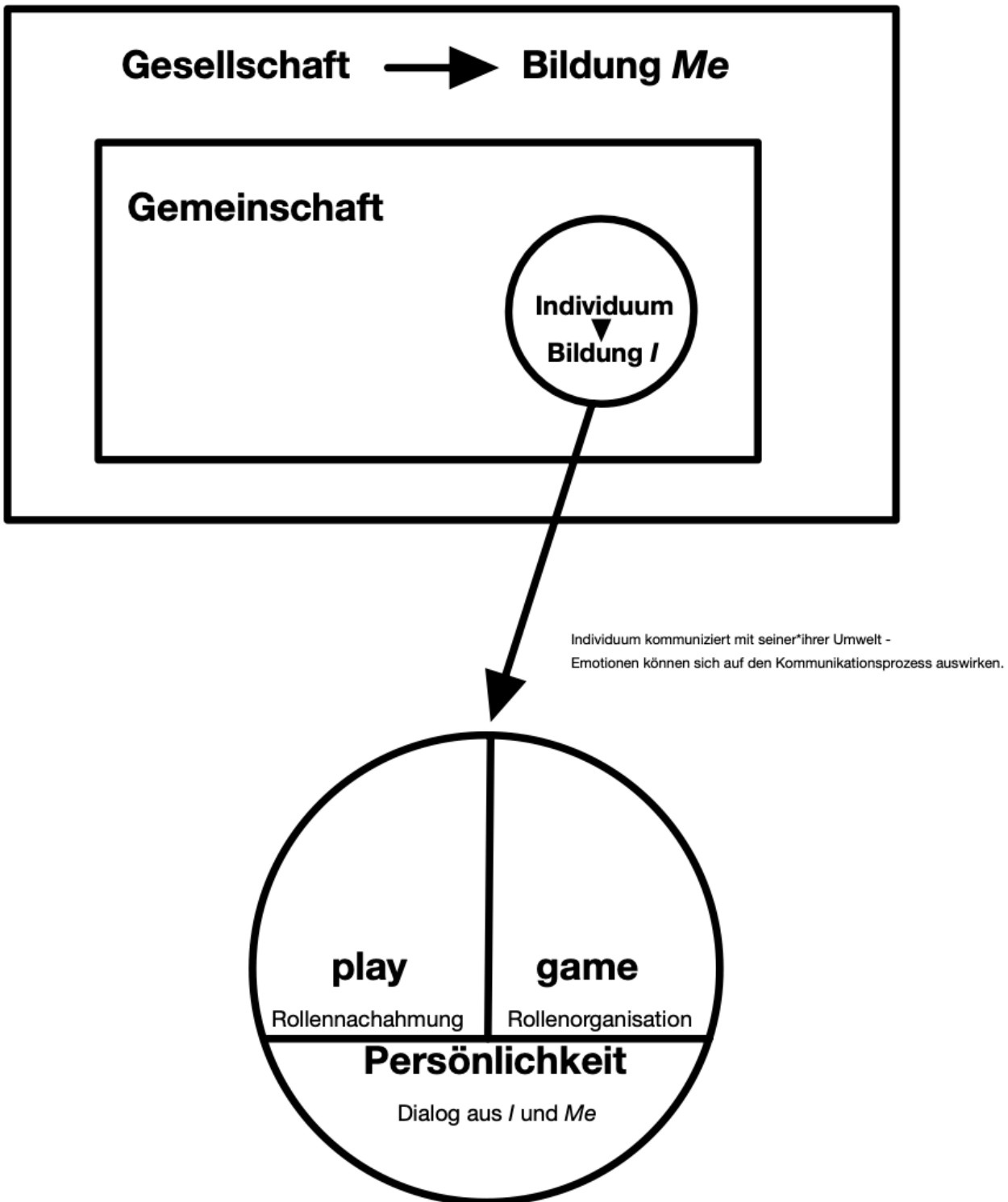


Abbildung 1 (nach Maya Brandes)



Literaturverzeichnis

- Abels, H. (2010). *Interaktion, Identität, Präsentation: Kleine Einführung in interpretative Theorien der Soziologie*. VS Verlag.
- Bourdieu, P. (1982). *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Suhrkamp.
- Butler, J. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Suhrkamp.
- Heller, L. (2017). *Warum unsere Identität sich ständig wandelt*. Deutschlandfunk Kultur. Abgerufen am 17.03.2023 von <https://www.deutschlandfunkkultur.de/psychologie-warum-unsere-identitaet-sich-staendig-wandelt-100.html>
- Joas, H., & Knöbl, W. (2004). *Sozialtheorie: Zwanzig einführende Vorlesungen*. Suhrkamp.
- Kalugina, M. (2021). *Identität aus der Sicht der modernen Gesellschaft*. V-Magazin. Abgerufen am 17.03.2023 von <https://v-magazin.studierende.fau.de/2021/02/identitaet-aus-der-sicht-der-modernen-gesellschaft/>
- Mead, G. H. (1995). *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Suhrkamp.
- Münch, R. (2002). Die amerikanische Tradition des Pragmatismus: George Herbert Mead. In R. Münch, *Soziologische Theorie* (Bd. 1, S. 265–289). Campus Verlag.
- Wenzel, H. (2010). The Chicago School of Philosophy – George Herbert Mead. In H.-J. Schubert et al., *Pragmatismus zur Einführung* (S. 48–73). Junius.
- Wittpoth, J. (1994). *Rahmungen und Spielräume des Selbst: Ein Beitrag zur Theorie der Erwachsenensozialisation im Anschluss an George H. Mead und Pierre Bourdieu*. Moritz Diesterweg.